

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 42 (1938-1939)
Heft: 2

Artikel: Andreas
Autor: Chappuis, Edgar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662493>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Andreas.

Von Edgar Chappuis.

Der Abendwind kräufelte die weite, tiefblaue Fläche des Genfersees, an dessen westlichem Ende soeben die Sonne wie ein glutender Feuerball zur Reize ging. Am Himmel zogen einige rosige Wölklein dahin, und um die Berge legten sich schimmernde Nebel, durch die die Eis- und Schneefirnen der Dents du Midi leuchtend herauslugten, als wollten sie dem scheidenden Tageslichte ein letztes Lebewohl zuwinken, bevor die sternbesäte Nacht in ihrem Samtmantel dahergeschritten kam und alles in ihre schweigende, feierliche Ruhe hüllte.

Schiffer Andreas, der bald Achtzigjährige, dessen Tagewerk zu Ende war, weil er den letzten Dampfer, der nach Bouveret fuhr, bei der Landungsbrücke von Clarens abgefertigt hatte, saß auf der steinernen Bank unter der hochstämmigen Linde am Strande, schmauchte sein Pfeifchen und sann in die sich rotfärbende Flut, in der sich, Genf zu, die letzten Strahlen der Sonne spiegelten.

Ja, bald achtzig Jahre saß er Abend für Abend da. Erst war er auf der Mutter Schoß so gesessen, und dann hatte er es selbständig versucht, und nun würde er den Platz wohl bald einem andern überlassen müssen, denn seine Zeit ging um, und er würde bald ein stiller Mann sein, dort oben bei den dunkeln Zypressen im schöngelegenen Friedhof von Clarens, wo es sich so gut ausruhen ließ nach einem mühevollen und arbeitsreichen Leben.

An der verkehrreichen Straße, die von Vivis nach Montreux immer dem herrlichen See entlang führt, fuhren himmelnde Straßenbahnwagen, ratternde Lastwagen, tutende Autos ohne Rast vorbei. Kopfschüttelnd sah ihnen Andreas zu. Wie er noch jung gewesen, hatte es nicht einmal eine Eisenbahn gegeben, und er erinnerte sich noch gut des großen Tages, an welchem der erste kleine Dampfer die Wellen des Sees durchschnitten hatte. Nun war in den letzten Jahren alles anders geworden, und Andreas fühlte sich oft müde.

Schimmernd war hinter den gewaltigen Tours d'Al der Mond aufgegangen und beleuchtete das traumschöne Bild der Bucht von Montreux-Clarens, die sich wie eine Königin in ein Diadem tausender funkelnder Lichter geworfen hatte. Von jenseits des Sees, vom düstern Savoyischen Ufer, blinkten nur wenige bescheidene Lichtlein herüber.

Dort drüben lag eine andere Welt, die der Einsamen und Kleinen, währenddem hier der Reichtum vorüberauschte, das große, nie rastende Leben vorbeipulste und Dampfer um Dampfer, Bahnzug um Bahnzug vorüberhasten ließ.

Andreas saß mit gebeugtem Rücken da. Sein weißes Haar leuchtete fahl im Mondlicht, sein gütiges Gesicht lächelte froh in den friedlichen Abend, der ihm vergönnt war. Und wer von der einheimischen Bevölkerung an ihm vorüberging, der grüßte ihn und sagte ihm ein freundliches Wort. „Guten Abend, Vater Andreas! Feierabend? Angenehme Nachtruhe.“ Er lächelte und nickte ihnen zu, der gute Alte, den alle liebten und verehrten, denn er war da gewesen, so lange sie sich zurückerinnern konnten. Vater Andreas hatte sein Pfeifchen ausgeraucht und saß nun ganz still da, und er hatte Muße, an sein langes Leben zurückzudenken.

Letzte Woche war es gerade sechzig Jahre her gewesen, daß er als zwanzigjähriger Bursche auf dem ersten Schiffe der Gesellschaft als Hülfsarbeiter eingetreten war. Schon seine Eltern, brave Winzersleute, hatten ihn für den Schiffsdienst auserkoren, war er doch auf dem lieben Lemensee geboren worden, als Mutter und Vater an einem stürmischen Herbsttage auf schwankem Rachen zum schwerkranken Vater nach Rolle gefahren waren. Und so hatte der Junge mit dem ersten Atemzuge an Seeluft gerochen und war ein echtes Kind seines blauen Sees geworden, dessen Farbe sich in seinen treuen Augen widerspiegelte. In Clarens war er aufgewachsen, und wie er noch kaum auf seinen beiden kurzen Strampelbeinchen gehen konnte, hatte er sich bereits vom Morgen bis zum Abend in den Ruderschiffchen am Ufer umhergetrieben, hatte gebadet, war herumgeschwommen, wie ein Fisch so froh im nassen Element.

Mit den Jahren zu einem strammen Burschen herangewachsen, hatte er sich eine hübsche Frau gewählt, und nach einjähriger glücklicher Ehe war der Stammhalter angerückt, mit blondem Haar, wie das seiner Mutter, der Annette, mit den lachenden Augen seines Vaters und mit der angeborenen Liebe zum weiten Heimatsee mit all seiner Lieblichkeit und Größe. Andreas seufzte auf und wischte sich die Augen. Waren das schöne Zeiten gewesen, als er mit dem Buben hinaus-

gefahren war zum frohen, ergiebigen Fischfang. Um sie hatten die hohen Berge gestanden, wellenförmig hatte sich das grüne Nebland die Anhöhen hinaufgeschmiegt, und längs des Ufers hatten wie heute die schmucken Dörfer und Städte auf das stille, leuchtende Wasser hinausgegrüßt, ein froher Gruß der Heimat. Sein Sohn, der war vor ihm heimgegangen. Einige Tage nach dem Tode Annettes hatte die tödliche Krankheit auch ihn in der Vollkraft der Jahre dahingerafft, und Vater Andreas, der sich schon auf seinen Lebensabend im Kreise der Familie gefreut hatte, er stand nun allein im Leben und besorgte wieder wie ehemals den Dienst an der Landungsbrücke, denn was hätte er allein in seinem efeuumrankten Häuschen anfangen wollen, ohne Arbeit und Betätigung, wenn die stolzen Dampfer ihn riefen? Und er kannte sie alle, die weißgestrichenen Dampfer der Schifffahrtsgesellschaft, zu der er auch gehörte, ja die man sich ohne den Vater Andreas gar nicht vorstellen konnte. Das hatte ihm ja auch der Präsident des Verwaltungsrates bei der bescheidenen Feier seines fünfzigsten Dienstjubiläums gesagt, als er ihm die prächtige Uhr übergeben, die er jeden Sonntag auf dem sauber gebürsteten Rock trug.

Auf der Landstraße war es stiller geworden. Aus einem der vielen Hotelgärten klang Musik und fröhliches Lachen sorgloser Menschen. Es wurde kühl, und von der alten Kirche zu Montreux schlug es zehn Uhr. Vater Andreas erhob sich und schritt seinem Häuschen zu. Im kleinen Garten blieb er noch einige Minuten stehen, roch an seinen roten Rosen, die seinen Stolz bedeuteten, schritt still und einsam durch die sorgsam gepflegten Wege, die er in seinen Mußestunden vom Unkraut befreite, und stieg dann in sein Schlafzimmer empor, um sich zur Ruhe zu begeben. Morgen war Sonntag, ein Tag mit erweitertem Schiffsbetrieb, aber morgen hatte er keinen Dienst, und so freute er sich doppelt auf den seltenen Feiertag. Draußen zog der Mond hoch oben am klaren Himmel seine Bahn. Der See, sein lieber See, war auch zur Ruhe gegangen, und bald schlief der Alte und träumte von seinen Lieben, die ihm vorangegangen waren.

Heiliger Sonntagsfriede lag auf dem Lande, das grün und blau zum Himmel träumte. Grün waren die ausgedehnten Weinberge am Ufer, deren Trauben zu schwellen begannen und an der warmen Sonne der köstlichen Reise entgegenharrten, blau war der unendliche See, blauer

noch als der Himmel, der sich über ihm wölbte. In seinem Garten trippelte Andreas langsam von Rosenstrauch zu Rosenstrauch, sah nach dem Pfirsichspalier an der südlichen Hausmauer, stieg bedächtig und mühsam zum winzigen eigenen Weinberg hinan und freute sich der reisenden Trauben, die einen guten Tropfen versprachen. Wenn ein Dampfer vorbeifuhr, beschattete er mit der Hand die Augen und sah mit stummem Gruß hinüber. Er kannte sie alle an der Größe und Form, und besonders hatten es ihm die neuen, stattlichen Dampfer „La Suisse“ und „Savoie“ mit ihren kupfernen Raminen angetan, denn als sie in Dully auf der Werft lagen, war es ihm vergönnt gewesen, sie von oben bis unten zu besichtigen, und diese Tage konnte er zeitlebens nicht vergessen. Er dachte noch der kleinen, unscheinbaren und bescheidenen Schiffe vor vierzig und mehr Jahren, die bei jedem irgendwie stürmischen Wellengang wie Nußschalen hin und her geworfen worden waren. Ja, die Technik hatte gewaltige Fortschritte gemacht, und die jetzigen Dampfer mit ihrem Fassungsvermögen von 1500 Passagieren waren wahre schwimmende Paläste.

Die Glocken klangen in der Runde. Die Sonne schien warm und belebend. Der Alte saß still und friedlich und dachte an Frau und Kind, und als der Nachmittag kam, pilgerte er, ein Büschel Rosen in der Hand, zum Friedhof hinauf, um im Geiste bei den Seinen zu sein. In den alten Bäumen des Friedhofes sangen die Vögel. Der Wind raunte in den Zypressen. Der weißhaarige Greis stand vor dem Grabe seiner Lieben und hielt seine Andacht. Alles um sich hatte er vergessen. Seine Blicke waren zum blauen Himmel gerichtet, dorthin, wo er ihnen bald nachfolgen würde, denn er war müde, müde und sehnte sich nach Ruhe und Wiedersehen. Und am Abend, da saß er auf seiner Steinbank am Ufer. Die Kinder der Nachbarschaft lärmten und spielten um ihn, die Kleinsten krochen auf seine Knie und ließen sich in den Haaren krauen, denn Vater Andreas war ihr Freund, an dem sie mit kindlicher Liebe hingen, hatte er doch für ein jedes irgend eine liebe kleine Überraschung, sei es eine Schnecke, ein Glücksfäher, ein Apfel oder eine Birne und für die Mädchen irgend eine Blume aus dem sonnigen Garten, und wenn sie ihm gar lange geschmeichelt hatten, dann wußte er spannende Geschichten von Stürmen auf dem See zu erzählen, oder er wußte ihnen gar ein Märchen von schönen Ritterfrauen und stolzen Herren, die in den

Schlössern der Nachbarschaft, in Chillon, Glerolles und Chatelard vor undenklich langen Zeiten ihr Wesen getrieben. So verging der Abend, und die Mütter hatten ihre erdenkliche Mühe, die Kinder heimzuholen, denn sie wären am liebsten die ganze Nacht bei Vater Andreas geblieben, der so gut zu ihnen war und so wunderschön zu erzählen wußte.

* * *

„Clarens! Einsteigen nach Vevey, Duche, Rhon, Genf!“

Hin und her flutete der Menschenstrom über die Landungsbrücke. Menschen aus aller Herren Länder stiegen aus, andere bestiegen hastig das Schnellschiff, um noch am gleichen Nachmittag in Lausanne oder Genf anzukommen. Tag aus, Tag ein wechselten die Menschen, wechselte das bunte Bild. Nur einer war immer auf seinem Posten, wie ein unerschütterlicher Fels stand er da mit seinem weißen Haar und dem kurzgestutzten Napoleonbärtchen. Vater Andreas, den der Schiffskapitän und die ganze Mannschaft grüßte, den treuen Freund, den unermüdblichen Angestellten. Drückend heiß brannte die Sonne vom dunstverhüllten Himmel. Die Berge standen unheimlich deutlich und hoben sich in greifbarer Nähe vom Ufer ab. Andreas ahnte nichts Gutes. Heute gab es einen harten Tag. Der wilde Südwind war in der Luft und deutete auf Sturm. Um die zweite Nachmittagsstunde, als soeben der zweite Spazierfahrtsdampfer unter Musikkbegleitung seeaufwärts nach Montreux gefahren war, fuhren die ersten Windstöße heulend über den noch spiegelglatt daliegenden See. In wenigen Minuten begann sich der See zu kräuseln, und nach einer Stunde war er schon mit kleinen Schaumwellen bedeckt, die rauschend ans Ufer brandeten. Die, welche mit den Launen des Sees vertraut waren und sich im Ruderboot draußen auf dem Wasser befanden, suchten schleunigst das schützende Ufer. Weit draußen trieb eine von St. Gingolphe kommende Segelbarke mit großen gelben lateinischen Segeln schwerfällig dahin und mußte bald die Segel einziehen. Andreas stand spähend am Ufer und schaute auf die immer schneller daherziehenden Wolken. Dem stättlichen Dampfer „Vevey“ konnte der Sturm nichts anhaben. Aber den vielen Barken, die mitten auf dem See vom Unwetter überrascht wurden. Besorgt sah der Alte hinaus auf die Flut. Schon gischteteten meterhohe Wellen über die Mauerbrü-

stung am Ufer. Männer und Frauen traten von der Straße zu Andreas und bemerkten besorgt: „Es gibt ein böses Wetter, Vater Andreas!“ Dieser nickte nur stumm und sah mit gespannter Aufmerksamkeit nach der Segelbarke, die bald hinter Bogenkämmen verschwand, bald wieder auf dem nun stahlgrau schimmernden See gespensterhaft auftauchte.

Am Ufer lag das große Rettungsboot. Alles war zur Hilfe bereit, falls sie not tat. Der Himmel verfinsterte sich.

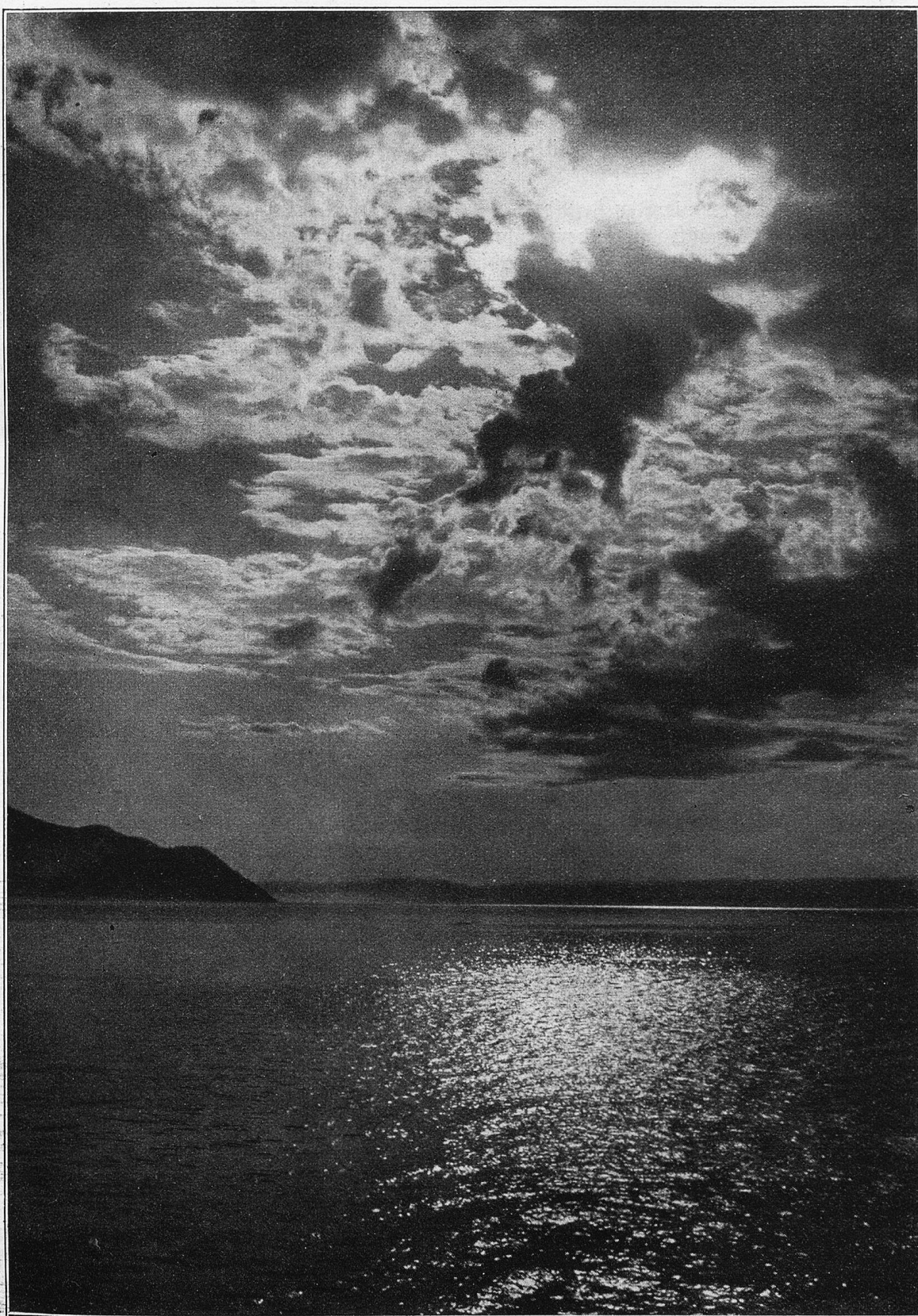
Der See begann zu toben und zu kochen. Ein Wellenberg folgte dem andern. Andreas war ganz durchnäßt, er merkte es kaum. Wie manchem Sturm hatte er in den langen Jahren schon Stand gehalten, wie vielen war er zum Retter geworden!

Da — ein langer, gellender und leise verhallender Ton, ein Rotschrei, der vom See herkam.

Andreas ergriff das Horn, das er bei sich trug, stieß hinein, und nun kamen die braven Matrosen und Freiwilligen aus allen Häusern gesprungen, stürzten sich ins Rettungsboot, banden es los, und mitten unter ihnen, wie immer, saß Andreas und gab kurz seine Befehle. Der Sturm ergriff beutegierig das Schiff und rüttelte es. Er packte es wild an den Flanken und warf es wie einen Spielball auf und ab, ab und auf, so daß es bald tief hinuntersank, bald wieder hoch auf einem Wellenkamm taumelte, um im nächsten Augenblick wieder in die schwindelnde Tiefe zu sausen. Man hätte fürwahr glauben können, sich auf dem Meere zu befinden, so raste der aufgewühlte See. Die Hilferufe wiederholten sich. „Menschen in Not!“ und die sturmerprobten Männer ruderten im heißen Kampf drauflos, nicht an die eigene Lebensgefahr denkend, nur an die andern, die dort draußen auf dem ungefügen, schwerbeladenen Segler mit dem Sturme rangen, der ihnen wohl das kleine Boot fortgerissen hatte, weshalb sie um Hilfe riefen.

Nun begann ein heftiger Regen den Unerfrorenen ins Gesicht zu peitschen. Vom Ufer sah man nichts mehr. Ein brodelndes Tosen umgab sie, ein zischendes, ohrenbetäubendes Rauschen.

Aber sie kamen näher und näher, und das war die Hauptsache. Schon sahen sie im aufsteigenden Halbdunkel des Spätnachmittags die Umrisse des Segelschiffs, an dem die eingezogenen Segel wild flatterten und die Masten umzuwerfen drohten. Es hatte sich schon auf die Seite gelegt.



Stimmung auf dem Genfersee.

Phot. Aretschmer & Ott, Zürich.

„Mut, Männer, Mut! Wir kommen, wir helfen euch!“

Ein Ruck, ein heftiger Anprall, daß das Rettungsboot in allen Jugen krachte. Seite an Seite lagen sie am Segler, und die von der Sonne braungebrannten Savoyer sprangen erleichtert ins Rettungsboot, die dargereichten hilfsreichen Hände schüttelnd.

Doppelt schwer beladen ruderten sie uferwärts. Das schwere Lastschiff mußten sie seinem Schicksal überlassen. Immer mehr legte es sich auf die Seite, dann folgte ein Gurgeln und Brausen, und lautlos sank es in die schwindelnde Tiefe. Einige Luftblasen zeigten noch den Ort, wo es gelegen, und alles war vorbei. Der Schiffsinhaber sah seinem untergegangenen Besitz traurig nach, die andern redeten ihm Mut zu. Er ist ja noch jung, und an Arbeit fehlt es nicht. Also nicht den Kopf hängen lassen! Das Leben ist mehr wert als ein materieller Verlust. Und er strafft sich, blickt noch einmal nach der Stelle, wo sein lieber Segler in den Wellen verschwunden ist und legt sich dann mit doppelter Kraft in die Ruder. Er will nicht schwach sein. Diese da haben ihm mit uneigennütziger Aufopferung das Leben gerettet. So kommen sie dem schützenden Ufer näher. Trotz des niederprasselnden Regens steht die Bevölkerung Kopf an Kopf am Ufer, und wie sie wohlbehalten aussteigen, da schüttelt man ihnen die Hände. Alle umringen sie. Man fragt, man erkundigt sich. Und das schöne Segelschiff?

„Versunken,“ murmelt der schlanke Savoyer düster. „Aber ihr da, ihr habt mir und meinen Mannen das Leben gerettet. Habt Dank.“

Bedauernde Augen blicken ihn an. Hände fahren in die Hosentaschen. Schon geht einer herum und sammelt in seinem Hute „für ein neues Schiff“, wie er sich gutmütig ausdrückt. Bald klimpert Geldstück auf Geldstück. Der Hut füllt sich langsam, und wenn aus der freiwilligen Gabe auch kein Segler gekauft werden kann, so hilft sie doch aus der ersten Not, und besonders freut die erfahrene Nächstenliebe das schwere Herz. Die Leute gehen auseinander. Andreas schreitet nach seinem nahen Häuschen. Sie rufen ihm zu: „Bravo, Vater Andreas, tapferer, braver Mann, Gott lohne es Euch!“ Er winkt lächelnd ab. — Tropfnaß ist er, und es rieselt ihm in kalten Schauern über den Rücken. Er muß warmes Zeug anziehen. Draußen legt sich der Sturm. Drinnen in seinem Häuschen liegt Andreas, der Schiffer, in hohem Fieber einsam und allein in

seiner Kammer. Ein arger Schüttelfrost hat ihn gepackt. Er hat seinem hohen Alter zuviel zugebraut.

* * *

Seit bald einer Woche liegt Andreas an einer heftigen Lungenentzündung im Spital in Montreux. Man hat ihm das Bett ganz nahe ans Fenster gerückt, damit er seinen lieben See sehen kann. Nun liegt er geduldig in den weißen Linnen, sieht die vorbeifahrenden Schiffe, hört ihre Signale, und ein frohes Lächeln gleitet über sein runzeliges, eingefallenes Gesicht. Der Savoyarde hat ihn besucht und lange mit ihm gesprochen. Er kauft ein neues Schiff und will mit frischem Mute neu beginnen.

„So ist's recht, junger Freund. Nur nie den Mut sinken lassen, dann kommt es wieder gut.“

Der Abend senkt sich hernieder. Im Westen sinkt die Sonne in die blauen Wellen, die sich golden färben. Die Schneegefilde der Dents du Midi flammen in der Pracht des Alpenglühens auf, und der alte, franke Mann, der so vielen geholfen, schaut in die Schönheit seiner Heimat. Das Abendrot verglimmt. Dunkle Schatten steigen auf, die Nacht bricht leise ein. Auch Andreas schläft ein, ruhig und friedlich, sanft und gottesgegeben. Er ist hinübergeschlummert zu Frau und Sohn, die ihm vorausgegangen.

* * *

Vom Spital in Montreux bewegt sich ein langer Leichenzug durch die belebten Straßen der Stadt dem See entlang nach dem Friedhof von Clarens. Vater Andreas wird bei außerordentlich großer Beteiligung zur letzten Ruhe gebettet.

Wie der Leichentwagen zum Ländleplatz von Clarens gelangt, bleibt er einen Augenblick stehen. An der Landungsstelle hält des Genfersees stolzester Dampfer. Die Schweizer- und die weiß-grüne Waadtländerflagge gehen auf Halbmast. Auf dem Oberdeck stehen der Kapitän und der Steuermann und um ihn alle Matrosen. Sie salutieren mit ernsten, ergriffenen Gesichtern nach dem stillen Manne, der unter einem Berge von Blumen in seinem Sarge ruht. Dann schrillt die Schiffssirene, und der Dampfer durchfurcht die blauen Wasser des Leman. Das war der letzte Gruß des Sees an seinen ältesten und getreuesten Sohn Andreas. Weiter fährt der Leichenzug, und die dumpfen, schwermütigen Klänge von Chopins Trauermarsch geben ihm das Ge-

leit. Die „Lyre de Montreux“ hat es sich nicht nehmen lassen, dem ältesten Bewohner der Umgebung die letzte Ehre zu erweisen.

Im Friedhofgarten zu Clarens, der weit über das herrliche Land schaut, liegt nun Vater Andreas friedlich und still und ruht von aller Arbeit

aus. In den Bäumen singen die Vögel, der Seewind fährt über das blumengeschmückte Grab, und hin und wieder durchdringt ein Ton des Lebens die Stille des Gottesackers, der lebensfrohe Ton einer Schiffsirene, die dem gestorbenen Getreuen einen Gruß vom Wasser sendet.

In Berge.

In Berge, höch im Oberland,
Juhe!
Isch eusi Heimet!
Bigost, 's chönnt niene schöner si.
Im Morge-n-und im Abigschi
Zündt 's Gold vun allne Wände.
Und 's Alphorn tönt vu Flueh zu Flueh,
De Herrgott loset sälber zue,
Mer sind i sine Hände.

Wie wit, wie herrli isch die Wält,
Juhe!
Magst nüd gnueg luege.
Und glich, wänn d' i der Fröndi bisch
Und issisch ame frönde Tisch,
Wie muesch di lehre bucke!
Es druckt di öppis, 's isch kän Gspäß,
Und 's Heiweh macht der d'Auge naß,
Häsch mänge Chummer z' schlucke.

Wie wohlet's der, wänn's gheißt: durhei!
Juhe!
Fed 's Herz a juchse.
Und wie-n-en Bliß fahrt's der i d' Bei.
De ghörsch ou witem scho am Rai
E Puschle Meitli singe.
Und wänn's dä rächt in Arme häst,
Rän Ängel chönnt der zu dem Fäst
E liebers Gschänkli bringe.

Ernst Eschmann.

Wanderung.

Die Bildergalerie, in welcher man die neue Ausstellung zur Schau brachte, war leer. Wer will an einem heißen Sommernachmittag sich herbeimühen? Die Einheimischen mal sicher nicht, sie haben Zeit bis morgen.

Da hingen nun die vielen Gemälde an dem grauen Rupsen in ihrem schlichten Rahmen und warteten geduldig auf die Gäste. Irgendwo in einer Ecke schnarcht leise ein Wärter, sonst ist es still ringsum. Warum sind Galerien immer feierlich, und warum schleicht man auf Zehenspitzen umher und spricht im Flüsterton? Vielleicht ahnt mancher hier, daß diesen Kunstwerken, die selber reden wollen, nötige Ruhe gebührt, und so entsteht die Ehrfurcht.

Nun betraten auf einmal zwei Menschen den langen Saal, ein jeder von der entgegengesetzten Seite kommend. Sie hatten wahrscheinlich die Runde der verschiedenen Zimmer schon gemacht und eilten an den bereits gesehenen Werken vorüber, um ein bestimmtes Gemälde zu suchen. Es war, als ob ihre Schritte instinktiv dorthin führ-

ten, wo sie nochmals vor dem Weggehen verweilen wollten.

Und so blieben beide vor dem Bilde Nr. 68 stehen. Wie ein Magnet hatte es sie vom entlegensten Winkel hierher gezogen, und man sah auf ihren Gesichtern geschrieben: „Ah, endlich, hier ist's!“ Das junge Mädchen, anscheinend eine Skandinavierin, las halblaut aus dem Katalog: „Die Wanderung“ — der Bursche nickte leise mit dem Kopf, als ob er dankte für die Auskunft.

Das Gemälde, das sie zusammen betrachteten, war von mittlerem Format, sehr schlicht und durch das viele Bunt der Nachbarbilder eher etwas in den Schatten gestellt. Aber seine Leuchtkraft kam anderswo her, vielleicht bedingt durch den starken Ausdruck, den es barg, und der wohl auch die jungen Fremden so angezogen hatte.

Da sah man eine enge Gasse, die etwas aufwärts stieg. Fabrikhäuser, graue, häßliche Fassaden, die trübselig aneinander klebten. Es lag etwas Dumpfes, Brütendes über ihnen, und ihre geschlossenen Fenster glichen weinenden Augen.